

«Meistersinger»-Premiere: Münchens Opernfans im Petrenko-Delirium

Von Georg Etscheit, dpa

Mit seinem ersten «Meistersinger»-Dirigat stellt Dirigent Kirill Petrenko sogar Jonas Kaufmann in den Schatten. Regisseur Daniel Bösch reüssiert ebenfalls mit Pathos-Freiheit.

München (dpa) - Den Münchner Opernfans wird nachgesagt, sie hätten es nur auf schöne Stimmen abgesehen. Doch seit Kirill Petrenko am Pult des Bayerischen Staatsorchesters und damit des Hausorchesters der Bayerischen Staatsoper steht, fällt das Publikum regelmäßig ins Delirium, wenn sich der Maestro immer etwas schüchtern auf die Bühne wagt, um den Schlussapplaus zu empfangen. Am Pfingstmontag dirigierte er im Nationaltheater zum ersten Mal Richard Wagners «Meistersinger» - und das ehrwürdige Haus, in dem die fünfstündige Oper 1868 in Anwesenheit Wagners und König Ludwig II. uraufgeführt wurde, erbebte.

Nach dieser auch sängerisch und die Inszenierung betreffend denkwürdigen Aufführung wird der Abschied von Petrenko den Münchnern noch schwerer fallen. Denn ab Herbst 2019 wechselt der Russe als Chef der Berliner Philharmoniker in die Hauptstadt. Dann ist Schluss mit der Münchner Petrenko-Herrlichkeit.

Bei seinen ersten «Meistersingern», der einzigen mehr oder weniger komischen Oper Wagners, vertraute Petrenko ganz auf seine Erfahrungen mit Wagners «Ring», mit dem er in den vergangenen Jahren das Publikum in Bayreuth bezirzt hatte. Schon das von den Nationalsozialisten gerne für Propagandazwecke missbrauchte symphonische Vorspiel nahm Petrenko ganz ohne Pathos mit sehr raschen Tempi, so wie die ganze Oper. Glasklar meißelte er die unendlich verschachtelten Strukturen dieses Meisterwerks heraus, ließ den Sängern allen Raum zum Atmen und hatte auch den bestens präparierten Chor fest im Griff. Dem Publikum stockte der Atem.

Petrenko und sein Orchester stahlen sogar Startenor Jonas Kaufmann die Schau, der als Stolzing szenisch debütierte und in Turnschuhen, Jeans und Lederjacke samt Gitarre einen sehr unkonventionellen Ritter gab. An seiner Seite der Bayreuth-gestählte Wolfgang Koch als Sachs, der am Schluss, was die Lautstärke des Beifalls anging, sogar noch ein paar Dezibel mehr einheimste als Kaufmann. Als Beckmesser überzeugte Markus Eiche aus dem Ensemble der Staatsoper. In der eher kleinen Rolle der Eva machte die in Frankfurt am Main engagierte US-Sopranistin Sara Jakubiak Lust auf mehr.

Regisseur David Bösch wurde am Ende zwar kräftig ausgebuht, erwies sich jedoch in Sachen Pathos-Freiheit als kongenialer Partner des Dirigenten. Die Geschichte ist schnell erzählt: Junger Ritter (Stolzing) liebt Tochter aus gutem Haus (Eva). Die bekommt er aber nur, wenn er beim Preissingen - Eva ist der Hauptgewinn - den ersten Platz erringt. Mit seiner unkonventionellen Art und Singweise überzeugt er zunächst nur den verkappten Künstler-Schuster Hans Sachs, nicht aber den pedantischen Schiedsrichter Beckmesser. Am Ende macht sich Beckmesser mit seinem Traditionalismus lächerlich und Stolzing triumphiert als Schöpfer wahrer Kunst.

Bösch und sein Bühnenbilder Patrick Bannwart verlegten die Handlung vom Mittelalter in ein etwas trashiges Nachkriegs-Nürnberg. Aus der ehrwürdigen Gilde der Meistersinger machte er eine spießige Liedertafel. Stolzing kommt als junger Beatnik daher, Sachs als eine Art Schnellservice mit mobiler Schuhreparaturwerkstatt. Die berühmt-berüchtigte Festwiese am Schluss, wo der finale Sangeswettkampf stattfindet, ist eine Mischung aus

Oktoberfest und Eurovision-Songcontest mit einer Puschel schwingenden männlichen Cheerleader-Gruppe im Vorprogramm.

Für Sachs' politisch heikle Hymne ans Deutschtum und die deutsche Kunst ganz am Schluss der Oper findet Bösch eine überzeugende Lösung. Andere Regisseure wie etwa Peter Konwitschny hatten an dieser Stelle die Musik anhalten und die Protagonisten auf offener Bühne diskutieren lassen. Das wäre mit Petrenko sicher nicht zu machen gewesen. Stattdessen gab es auf der Leinwand, die zuerst Werbung («Meisterbräu - bei uns bleibt alles beim Alten») und dann den zu erringenden Pokal zeigte, genau in dem Moment eine Bildstörung, als Sachs die «heil'ge deutsche Kunst» besingt. Aus dem Geflimmer schälen sich brüllende Nazi-Mäuler heraus.

Da hatte Stolzing schon die Hand seiner Eva ergriffen und war abgedampft. Sachs gönnt sich eine Zigarette, Beckmesser, der in der turbulenten Prügelszene im zweiten Aufzug von einer (rechten?) Schlägertruppe mit Affenmasken misshandelt worden war, erschießt sich im Schlussakkord. Manchmal hätte man sich vielleicht doch ein wenig mehr Ernsthaftigkeit gewünscht, aber langweilig waren sie nie, diese Münchner «Meistersinger».